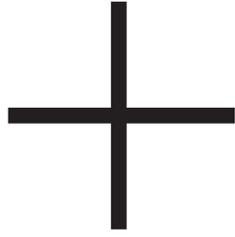


# UNSERE ERMLÄNDISCHE HEIMAT



Ostern  
2007

Mitteilungsblatt des Historischen Vereins für Ermland  
Jahrgang 53  
Nr. 1

## Rückbesinnung auf Europa Historiographie Ost- und Westpreußens im deutsch-polnischen Dialog

Jubiläumstagung des Historischen Vereins für Ermland in Allenstein, 6.-10. September 2006

Aus Anlass seines 150. Gründungsjubiläums veranstaltete der Historische Verein für Ermland gemeinsam mit der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung und in Verbindung mit der Polnischen Historischen Gesellschaft (Sektion Allenstein), der Kulturgemeinschaft *Borussia* und dem Museum für Ermland und Masuren eine internationale Tagung. Die Humanistische Fakultät der Ermländisch-Masurischen Universität stellte dafür in dankenswerter Weise ihre neue Aula zur Verfügung.

Unter dem oben genannten Rahmenthema befasste sich die Tagung mit der Geschichte der ehemaligen Provinzen Ost- und Westpreußen und der heutigen Wojewodschaft Ermland und Masuren seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem Ziel, eine verengte nationale Wahrnehmung der Geschichte dieser Grenzregion im östlichen Mitteleuropa zu überwinden, regionale, ethnisch-nationale und konfessionelle Differenzierungen in den Blick zu nehmen und diese neue Perspektive in das Gesamtbild eines neuen Europa der Regionen zu integrieren.

Die erste Sektion der Tagung, die vom stellvertretenden Vorsitzenden der Polnischen Historischen Gesellschaft in Olsztyn, *Jan Gancewski*, moderiert wurde, war der Historiographie gewidmet. *Hans-Jürgen Bömelburg* (Lüneburg) sprach über „Die moderne Historiographie Ost- und Westpreußens als Geschichte einer ostmitteleuropäischen Region – Chancen und Gefahren im Europa der Nationen“. Er bezeichnete die Regionalgeschichte als eine anationale Teildisziplin der Geschichtswissenschaft und skizzierte thesenhaft die Vorbelastungen, Chancen, aber auch Gefahren einer offenen Regionalgeschichte des Preußenlandes. In der disziplinären Tradition in Deutschland läuft der zeitweise starke Trend zur historiographischen Reflexion an der landesgeschichtlichen Praxis eher vorbei. In Polen besitzt die methodische Diskussion um Landes- und Regionalgeschichte eine geringere gesellschaftlich-historiographische Tradition. Dennoch erscheint eine solche Selbstreflexion aus mehreren

Gründen sinnvoll. Nach wie vor aktuell ist auch im Bereich der preußischen Regionalgeschichte das Problem der beschränkten wechselseitigen Rezeption infolge von Sprachbarrieren. Ein hoffnungsvolles Zeichen ist die gemeinsame Erklärung deutscher und polnischer Landeshistoriker, die 2002 in Slubice verabschiedet wurde: „Regionalgeschichtliche Forschungen sollten Unterstützung in den Wissenschaftsstrukturen beider Staaten finden, unabhängig von den in ihnen behandelten nationalen Aspekten. Die Problematik sollte im Kontext der Geschichte Deutschlands, Polens und Europas behandelt werden.“ Für die Regionalgeschichte sollte nicht das – vielfach erst im Zeitalter des Nationalismus konstruierte – Territorium ein fixer und invariabler Bezugspunkt der Forschungspraxis sein, sondern sinnvoller erscheint ein offener Raumbezug, in dem die Region jeweils neu für einzelnen Forschungsprobleme definiert werden muss.

Auch in der Geschichte des Preußenlandes ist die Lösung von starren Territorialbegriffen sinnvoll. Innerhalb der deutschen wie der polnischen Nationalhistoriographie liegt ein existenzbedrohendes Problem der Regionalgeschichte darin, dass ein Dialog zwischen der jeweiligen gesamtstaatlichen Geschichtsschreibung und der Landesgeschichte häufig fehlt. So kann man fragen: Warum wurden die Forschungen zur Konfessionalisierung anhand von Arbeiten zu den Niederlanden und zu Süddeutschland und nicht etwa anhand von Studien zum Preußenland entwickelt? Warum gehen von der Beschäftigung mit den ethnischen Mischgebieten Ostmitteleuropas kaum Anstöße zur Theorie- und Modellbildung für die internationale Forschung aus? Reflektiert werden sollte auch, inwieweit die preußische Landesgeschichte dazu tendiert, zentrale Themen der Zeitgeschichte zu übergehen. So gibt es bis heute wenig deutschsprachige Darstellungen zum Durchgangs- und Konzentrationslager Soldau oder zum Regierungsbezirk Zichenau. Kaum deutsche Arbeiten liegen zu auch zu Zwangsarbeitern in Ostpreu-

ßen im Zweiten Weltkrieg vor. Eine Chance der Regionalgeschichte ist, dass sie potentiell eine – sei es auf ein gewachsenes „Land“, sei es auf eine definierte „Region“ bezogene – Betrachtungsweise darstellt, die übernational ist und quer zu nationalhistoriographischen Forschungsrichtungen und Denktraditionen liegt. Die Konzentration auf Land bzw. Region ermöglicht einen Perspektivwechsel gegenüber den zentralen Wegen der nationalen Geschichte und kann komplementäre Gesichtspunkte in das Geschichtsbild einfügen. Vielleicht am fruchtbarsten haben sich Monographien erwiesen, die komplementär und die Perspektive erweiternd „große Themen“ der Nachbarhistoriographie aufgriffen, so etwa die Arbeiten von Karin Friedrich zum Königlichen Preußen oder von Robert Traba zum „Ostpreußen“ (Wschodniopruskość). Im europäischen Maßstab kann die preußische Regionalgeschichte schließlich Vorbildcharakter dadurch gewinnen, dass hier alle Möglichkeiten gegeben sind, eine trilaterale oder evtl. sogar vierseitige Regionalgeschichte zu entwerfen. Als Motto könnte einem solchen Projekt eine Aussage von August Hermann Lucanus aus dem Jahre 1732 vorangestellt werden: „Preußen [hat] vor anderen Reichen und Staaten dieses voraus [...], dass in einem Lande mittelmäßiger Größe so vielerlei Arten von Menschen beisammen gefunden werden, unter welchen es mancherlei Sprachen und Gewohnheiten gibt.“

An die Thesen zur Historiographie von H.-J. Bömelburg knüpfte *Robert Traba* (Berlin/Warschau) mit seinem Beitrag über „Konfession und Nation: Die Konstruktion moderner nationaler Identitäten im Ermland“ an. Er definierte die Begriffe „Konfession“ und „Nation“ aus der Perspektive „von innen“, indem er ihre Herausbildung im Ermland im 19. und 20. Jahrhundert untersuchte. Das religiöse Bekenntnis und das Gefühl nationaler Besonderheit hatten den größten Einfluss auf die Selbstidentifikation der Gesellschaft im modernen Europa – sie schufen deren kollektive Identität. Im allgemeinen kann man sagen, dass im Ma-

## Jahresversammlung 2007

Die diesjährige Jahresversammlung des Historischen Vereins findet vom 7. bis 9. September 2007 in Münster statt.

Am 7. September, 18 Uhr, wird im Westpreußen-Museum in Münster Wollbeck die Ausstellung *Ermländische Ansichten. Ferdinand von Quast und die Anfänge der Denkmalpflege in Preußen und Ermland* eröffnet, die bereits in Potsdam und Allenstein gezeigt wurde.

Die Mitgliederversammlung sowie die wissenschaftliche Tagung finden am 8. und 9. September im Franz-Hitze-Haus in Münster statt. Auf der Mitgliederversammlung sollen u.a. die Zukunftsperspektiven des Vereins ausführlich erörtert werden.

Die wissenschaftliche Tagung mit Vorträgen und einer Podiumsdiskussion steht unter dem Rahmenthema *Vertreibung in Geschichte und Erinnerung*. U.a. wird Thomas Flammer (Münster) über Bischof Maximilian Kaller und das Pastoralkonzept der *Wandernden Kirche* referieren.

Weitere Informationen folgen in der Pfingstausgabe.

ße der Entwicklung des modernen Staates die Gesellschaft, die sich auf die integrierende Kraft der Kirchen stützte, abgelöst wurde von einer Gesellschaft, die sich auf einen nationalen kulturellen Regelkanon stützte. Abhängig vom Grad der Laizisierung (häufig wird von Modernisierung gesprochen) spielte das Bekenntnis eine bedeutende oder aber eine marginale Rolle im Prozess der Herausbildung der modernen Nationen. Ermland bildete in diesem Kontext ein interessantes Beispiel. Im Hinblick auf die gesellschaftliche Struktur (Hierarchie) mit der dominierenden Rolle der katholischen Kirche hatten das Bekenntnis und die kirchliche Hierarchie sowohl einen modernisierenden als auch einen gegen die Modernisierung gerichteten Einfluss. Die in ihren Wertvorstellungen traditionelle ländliche Gesellschaft brachte zugleich moderne ge-

Fortsetzung von Seite I

sellschaftliche Strukturen hervor, die in deutlichem Gegensatz zu benachbarten Masuren standen. Die gegenseitige Durchdringung von Bekenntnis und nationaler Identifikation im kollektiven Selbstverständnis der Ermländer zeigte der Referent an vier Beispielen auf: 1. Der Rößeler Erzpriester Georg Matern als Modernisierer im Bereich der Landwirtschaft. 2. Die polnische Minderheit: „nationales Erwachen“ im Ermland oder Konstruktion der modernen Nation? 3. Eugen Buchholz: deutsche Hinwendung zum „Polentum“. 4. Nationale Hinwendungen von Polen zum „Deutschtum“ nach 1945. Die Beispiele ergeben zusammen genommen ein völlig anderes Mosaik der Mentalitäten, als es sehr häufig die nationalen Historiographien darstellen.

„Die ermländische Identität im Verständnis ermländischer Historiker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ untersuchte *Janusz Jasiński* (Olsztyn/Altenstein) am Beispiel von Anton Eichhorn, des Initiators und Gründers des Historischen Vereins für Ermland, von Franz Hipler, des bedeutendsten Historikers im 19. Jahrhundert, und von Karl Emil Sieniawski, der aus einer polnisch-deutschen Familie in Wormditt stammend, eine nationale Metamorphose vom Deutschtum zum Polentum durchmachte, sich aber wie Eichhorn und Hipler immer als Ermländer fühlte. Mit seinem inoffiziellen Mentor unterhielt er freundschaftliche wissenschaftliche Kontakte. Alle drei Historiker waren der Auffassung, dass das wichtigste Merkmal der Identität des ermländischen Hochstifts dessen Subjektcharakter war, der sich nach außen in der eigenen Landesherrschaft zeigte. Für Eichhorn kamen zusätzliche Elemente ermländischer Identität aus dem Gefühl der Bedrohung, das seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts vom Deutschen Orden sowie vom deutschen Charakter des Bistums ausging. Dagegen sah Hipler umgekehrt ein wesentliches Element ermländischer Identität gerade in der starken politischen und kulturellen Verbindung mit dem Deutschordensstaat. Der dritte Historiker, Sieniawski, legte den Nachdruck auf Fragen der Bevölkerung. Mit großer Anerkennung betrachtete er die zivilisatorische Rolle der deutschen Besiedlung, aber gleichzeitig nahm er die Werte der autochthonen Bevölkerung (der Prußen) wahr: ihren Kampf um die Freiheit und den Glauben ihrer Väter sowie das verhältnismäßig hohe Niveau der Landwirtschaft. Die friedliche Assimilation dieser Bevölkerung an die eingewanderte deutsche Bevölkerung schuf an der Wende des Mittelalters eine neue, die sog. preußische Gesellschaft. Nach Eichhorn war das ermländische Bewusstsein in der Neuzeit (im 16. bis 18. Jahrhundert) in hohem Maße durch das Petrikauer Privileg von 1512 bestimmt, das die Wahl der Bischöfe auf den Heilsberger Stuhl auf der Grundlage der Verträge des Kapitels mit dem polnischen König sah, d.h. gänzlich anders als in den übrigen Diözesen Polens, und andererseits – trotz des Bruchs des Petrikauer Vertrags durch den polnischen Hof – in der engen politischen und kirchlich religiösen Verbindung mit Polen. Es waren die polnischen Bischöfe, die mit Unterstützung Polens die Freiheit der Kirche und die Integrität der ermländischen Landesherrschaft gegen die Bedrohungen von

Seiten Schwedens und Brandenburg-Preußens verteidigten. Eine noch bessere Meinung von den polnischen Bischöfen in Ermland hatte Hipler, aber mit Missfallen stellte er fest, dass das deutsche Bewusstsein bei den ermländischen Eliten sich allmählich in einen polnischen Patriotismus wandelte, der weiterhin mit einer ermländischen Identität koexistierte. Derselben Meinung war auch Sieniawski, der außerdem dem katholisch-ermländischen Bewusstsein der niederen Schichten der ethnisch polnischen Bevölkerung Beachtung schenkte. Er führte auch zum ersten Mal in der polnischen Wissenschaft für den südlichen Teil des Bistums den Begriff „polnisches Ermland“ ein.

Am zweiten Tag wurden in der Sektion „Geschichtsvereine“, die *Bernhart Jähmig*, der Vorsitzende der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung moderierte, vier Geschichtsvereine des Preußenlandes vergleichend charakterisiert. Das Thema von *Peter Letkemann* (Berlin) war der Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst zu Thorn. Einleitend stellte er kritisch fest, dass in übergreifenden Arbeiten zur Geschichte der deutschen Historischen Vereine, wie z. B. der umfassenden Studie von Georg Kunz aus dem Jahr 2000, die Situation in den historischen deutschen Ostgebieten völlig unberücksichtigt bleibt, dass allerdings eine fundierte Gesamtdarstellung der Geschichtsvereine des Preußenlandes bisher fehlt. Der 1854 gegründete Thorer Verein hatte einen Vorgänger, dessen Aufgabe mit der Errichtung eines Copernicus-Denkmal erfüllt war. Der neue Verein war der einzige Verein in Ost- und Westpreußen, der sich neben der Stadtgeschichte einer historischen Persönlichkeit, dem aus Thorn gebürtigen Astronomen verpflichtet fühlte. Das verschaffte internationale Beziehungen. Der Verein war Brennpunkt aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bemühungen der Stadt, wobei Astronomie kein Schwerpunkt war. Die Zeitschrift wurde spät (1878) gegründet. Gymnasialprofessoren und Angehörige der Stadtverwaltung stellten meist die Vorstände. Die Mitgliederzahl schwankte bis zum Zweiten Weltkrieg zwischen 60 und 100. Leopold Prowe als Organisator der Feierlichkeiten zum 400. Geburtstag von Copernicus und im 20. Jahrhundert Arthur Semrau waren die herausragenden Persönlichkeiten. Im mehrheitlich polnisch bewohnten Kulmerland konnte der Verein kaum Resonanz finden, nach dem Übergang Thorns an den neuen polnischen Staat (1920) bestand seine Aufgabe zunehmend darin, der geistige Mittelpunkt für die verbliebene deutsche Gemeinde in der Stadt zu sein. *Mario Glauert* (Berlin) stellte den Historischen Verein für Ermland vor. Vergleicht man dessen Gründung mit der Entstehung anderer Historischer Vereine in Deutschland in der Mitte des 19. Jahrhunderts so fällt auf, dass die Initiative ausschließlich von Gelehrten des Frauenburger und Braunschweiger Klerus ausging: dem Biographen des Braunschweiger Schulgründers Bischof Stanislaus Hosius Anton Eichorn, dem Domvikar Carl Peter Wölky, dem Bischöflichen Sekretär Joseph Martin Saage, dem Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Kirchengeschichte am Hosianum, dem späteren ermländischen Bischof Professor Andreas Thiel, und den beiden Westfalen Franz

Beckmann und Joseph Bender. Vereinsziel war die Erforschung der ermländischen Geschichte in bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht, auf rein wissenschaftlichem Boden. Schon 1858 wurden die bis heute bestehende *Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands* und die Quelleneditionsreihe der *Monumenta Historiae Warmiensis* eingerichtet. Themenauswahl und Inhalt der Beiträge in der Zeitschrift waren in den ersten Jahrzehnten keineswegs nur katholisch oder national geprägt, auch wenn das Mittelalter einen Schwerpunkt bildete und Untersuchungen über die Zeit der polnischen Landesfürsten des Ermlands kaum zu finden sind. In der Organisationsstruktur fällt die Trennung zwischen den wenigen wissenschaftlich aktiven Mitarbeitern, aus denen sich der Vorstand rekrutierte, und der Menge der Mitglieder auf, die die Vereinsarbeit durch ihren Beitrag unterstützten. Die zeitweilige Öffnung des Vereins in Richtung einer breiteren Öffentlichkeit, vor allem nach dem Ersten Weltkrieg, als die Rolle der Heimatkunde an Bedeutung gewann, war intern durchaus umstritten. Die Mitgliederzahlen – 1857: 360, um 1895: rund 230 – stiegen bis 1926 auf über 650 an, sanken nach 1930 wieder und lagen nach dem Zweiten Weltkrieg bei 320. Der Anteil des Klerus – rund 70 % 1857 – nahm im Laufe der Vereinsgeschichte kontinuierlich ab. Die Wiederbegründung des Vereins 1955 ordnet Karolina Lang in ihrer Magisterarbeit (2005) in eine Phase zunehmender Erinnerungsarbeit unter den Ermländern ein, in der die Geschichte der verlorenen Heimat zu einem zentralen Inhalt des kollektiven Gedächtnisses wurde. Über eine historisch fundierte Selbstvergewisserung der Ermländergemeinschaft hinaus hält der Verein an der Wissenschaftlichkeit als oberstem Prinzip seiner Arbeit fest. Die Satzung von 1970 dehnte den Arbeitsbereich auf die Erforschung der Kirchen- und Kulturgeschichte des gesamten alten Preußenlandes aus.

*Jochen Dieter Range* (Greifswald) behandelte die Geschichte der Litauischen Literarischen Gesellschaft unter drei Aspekten: ihrer sprachwissenschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Bedeutung. Der Gründungsauftrag 1879 ging davon aus, dass die litauische Sprache vom Untergang bedroht sei. Das Litauische war als archaisches Beispiel für die Sprachgeschichte interessant. Daher waren Indogermanisten an der Gesellschaft interessiert. Die 1873 in den Schulen eingeführte Sprachenregelung, die den Gebrauch des Litauischen zu Gunsten des Deutschen einschränkte, rief den Protest der Litauer hervor. Es begann eine Zeit der Germanisierung. Die Gesellschaft wurde genau in dem Jahr gegründet, in dem eine litauische Petition mit fast 17.000 Unterschriften bei der Regierung eingereicht wurde. Im Vergleich zur stärkeren Russifizierung in Russisch Litauen wirkte sich in Ostpreußen die langjährige lituanistische Tradition mildernd aus, litauische Bücher und Zeitungen konnten gedruckt werden. Auch außerhalb der Wissenschaft war das Interesse an litauischen Fragen in der Gesellschaft groß. Auffällig war die Internationalität ihrer Mitglieder (1901/02: 180, davon 42 im Ausland). Groß-Litauen unter russischer Herrschaft kam erst nach der Jahrhundertwende in den Blick. Bereits 1912 wurden die „Mitteilungen“, die als er-

ste lituanistische Fachzeitschrift bezeichnet werden können, eingestellt, die Aufgabenstellung der Gesellschaft war nach der Gründung der Republik Litauen 1918 überholt, sie endete 1925. Als Fortführung wurde 1971 die Deutsch-Litauische Literarische Gesellschaft mit einer zeitgemäßen Zielsetzung ins Leben gerufen.

Im letzten Vortrag dieser Sektion sprach *Grzegorz Jasiński* (Olsztyn/Altenstein) über die Literarische Gesellschaft Masovia. Das Gebiet Masorens wurde erst verhältnismäßig spät ein Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen, hauptsächlich deshalb, weil Masuren vor allem ein ethnisch-geographischer Begriff ist, der erst am Anfang des 19. Jahrhunderts entstand und erst damals als besondere territoriale Einheit, allerdings ohne genaue Grenzen, betrachtet wurde. Grundlegend wurde die Geschichte Masorens von Max Töppen 1870, die jedoch keine forschungsgeschichtliche Nachfolge fand. Die Masovia wurde von Martin Gerß, einem Amateurchronistiker und Herausgeber von Zeitungen und Kalendern für die polnischsprachige Bevölkerung, 1895 gegründet. Nach seinem frühen Tod übernahm der Lötzer Gymnasiallehrer Eduard Karl Schmidt die Leitung der Gesellschaft. Sie hatte auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts ca. 450 Mitglieder. Ihre Tätigkeit konzentrierte sich auf die Herausgabe der historischen Zeitschrift *Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft*. Schmidt dehnte den Begriff Masuren nicht nur auf die polnischsprachigen, sondern auf alle Bewohner des südlichen Ostpreußen aus. Die Mehrzahl der Mitglieder waren Lehrer. Während der ganzen Zeit der Existenz der Gesellschaft und ihrer Zeitschrift (bis 1928) entstand in Lötzen kein wissenschaftliches Zentrum, durch die Möglichkeiten zur Publikation wurde das lokale Milieu nicht mobilisiert. Seine Rolle beschränkte sich auf die Tätigkeiten Schmidts und einer Gruppe lokaler Forscher (in der engen Bedeutung dieses Wortes), die auf die Historiographie nur einen sehr engen Blick hatten. Das, was über diesen Rahmen hinausging, waren Beiträge von Personen, die von außen kamen. Lötzen, weit abgelegen von Bibliotheken und Archiven, ohne wissenschaftliches qualifiziertes Personal, war ein schwaches Zentrum von Bildung und Kultur. Man kann es als Ableger des Königsberger Zentrums bezeichnen, in dessen Schatten tätig und die dort bestimmten Aufgaben erfüllend.

Der Vorsitzende des Historischen Vereins für Ermland, *Hans-Jürgen Karp*, leitete die Nachmittagssektion „Geschichte“, in der ausgewählte Themen aus dem Bereich der ethnisch-konfessionellen Auseinandersetzungen in Ostpreußen im 19. und 20. Jahrhundert behandelt wurden. *Michael Hirschfeld* (Vechta) sprach über „Bischofswahlen und Nationalitätenfrage vom Kulturkampf bis zum ersten Weltkrieg“, ein zentrales Konfliktfeld zwischen Staat und Kirche in den Bistümern Ermland und Kulm. Er ging dabei von der Frage aus, ob die Bischofsernennungen nach dem Ende des Kulturkampfes fortan im Zeichen der Kooperation oder weiterhin im Zeichen der Konfrontation standen. Hirschfeld konnte seine Forschungen nicht nur auf die schon 1977 erschienene Publi-

Fortsetzung auf Seite III

Fortsetzung von Seite II

kation einschlägiger Akten des auswärtigen Amtes von Erwin Gatz stützen, sondern auch auf die inzwischen zugänglichen Bestände des preußischen Kultusministeriums sowie der relevanten Akten der Apostolischen Nuntiatur München und derjenigen der Kongregation für die außerordentlichen Angelegenheiten im Vatikan. Die doppelte Konfliktlinie – einerseits der Gegensatz von Ultramontanismus und Staatskatholizismus und andererseits der Antagonismus zwischen Deutschtum und Polentum – gestaltete die Beziehungen zwischen Preußen und den nachgeordneten Verwaltungsinstanzen in West- und Ostpreußen auf der einen Seite sowie dem Vatikan und seiner Münchner Nuntiatur und den Diözesen auf der anderen Seite besonders schwierig. Der Konflikt war keineswegs durch den Abbau der Kulturkampfgesetzgebung bereinigt. Dem Staat blieben bei der Bestellung der Bischöfe auf dem diplomatischen Parkett erhebliche Spielräume. Die Kurie stand dabei insbesondere im der Diözese Kulm (eine halbe Million polnische, nur 150.000 deutsche Katholiken) vor einem Spagat, einerseits die Polen nicht vor den Kopf zu stoßen und andererseits das Verhältnis zu Preußen nicht nachhaltig zu trüben, um den noch jungen diplomatischen Frieden der Nach-Kulturkampf-Ära nicht ernsthaft zu gefährden.

Ein heute eher weniger geläufiges Thema stellte *Christa Stache* (Berlin) in ihrem Referat über das Wirken des Gustav-Adolf-Vereins in Ermland und Masuren in den Jahren 1850-1914 vor. Die 1832 errichtete Stiftung hatte die Aufgabe, evangelische Gemeinden in der Diaspora zu fördern. Der ostpreussische Hauptverein wurde 1844 in Königsberg gegründet. Zweig- und Ortsvereine entstanden vor allem in den Städten. Die Mitglieder werden als bürgerlich, mittelständisch und konservativ charakterisiert. Das Ermland mit nur 11 % Evangelischen war ein klassisches Fördergebiet, wo alle evangelischen Kirchen unterstützt worden sind. Anders waren die Verhältnisse im evangelischen Masuren, wo jedoch die schwache kirchliche Versorgung Nöte hervorrief, so dass auch hier nach 1890 Förderungen einsetzten, wobei sich die Konkurrenz der katholischen Kirche belebend bemerkbar machte. In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden die kirchlich-konfessionellen Argumente immer stärker durch politisch-nationale ersetzt. In den neunziger Jahren machte sich der Einfluss des 1886 gegründeten Evangelischen Bundes zur Wahrung deutsch-protestantischer Interessen bemerkbar, der die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Ultramontanismus suchte. Bemerkenswert bleibt, dass aber die evangelischen Pfarrer noch Anfang des 20. Jahrhunderts davor warnten, die nicht Deutsch sprechenden Masuren gewaltsam zu germanisieren.

*Andrzej Kopiczko* (Olsztyn/Allenstein), der in den letzten Jahren in fünf Bänden ein Grundlagenwerk über den ermländischen Klerus von der Reformation bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs vorgelegt hat, erläuterte seine prosopographischen Untersuchungen über die rund 500 Priester der Jahre 1933-1945. Er würdigte Maximilian Kaller als Seelsorgebischof, der keine Kandidaten zum auswärtigen Studium ge-

schickt habe, weil er in der NS-Zeit Seelsorger für wichtiger ansah als wissenschaftlich ausgebildete Priester. Kritisch äußerte er sich zu Verlautbarungen des Bischofs und der Kirchenpresse aus den Jahren 1939-1942, die er als kriegsfreundliche Äußerungen interpretierte. 47 Priester wurden 1933-1944 als NS-Gegner verhaftet, einige starben in einem Konzentrationslager. Opportunisten gab es nur vereinzelt. Die drei Braunsberger Hochschullehrer, die positiv zum Nationalismus eingestellt waren, stammten aus dem Reich.

Im letzten Vortrag der Sektion befasste sich *Alojzy Szorc* (Olsztyn/Allenstein), erfahrener Herausgeber von frühneuzeitlichen Quellen zur Geschichte Ermlands, mit den Möglichkeiten zur deutsch-polnischen Zusammenarbeit bei weiteren Editionen. Er stellte eine Reihe von schon erschienenen oder noch laufenden Arbeiten vor und regte an, vor allem bei der Edition von Texten in beiden Sprachen gegenseitige Unterstützung zu gewähren. Grundsätzlich sei trotz oder gerade wegen der in beiden Ländern bestehenden objektiven Schwierigkeiten eine stärkere Zusammenarbeit sinnvoll und nötig. In der Diskussion bestand Einigkeit in dem Ziel, nicht neue Editionspläne zu verabreden, sondern die in der Vergangenheit angefangenen Quellendruckpublikationen (z. B. Codex diplomaticus Warmiensis, Hosius-Briefe) in bi- oder multilateraler Zusammenarbeit fortzusetzen.

In der Sektion „Kulturelles Gedächtnis“ ging es am letzten Tag um Aspekte der unterschiedlichen Erinnerungskulturen der ehemaligen und heutigen Bewohner Ostpreußens bzw. der Wojewodschaft Ermland und Masuren. Der verlesene Beitrag von *Karolina Lang* (Bonn) befasste sich mit dem Wandel des Selbstverständnisses der Ermländer in der Gesellschaft des westlichen Nachkriegsdeutschland. Wie erfährt man Heimat, wenn man nicht mehr auf ihrem Boden steht? Wie schreibt man Heimatbewusstsein und -verwurzelung fort, wenn man keine realen Heimerfahrungen mehr machen kann? Auffallend ist, dass die Jugend keine eigene Generationsidentität entwickelte, sie hielt an dem idyllisierten Bild der ‚verlorenen Heimat‘ fest. Erst allmählich erfuhr der Heimatbegriff im Alltag einen Bedeutungswandel. In dem aufrecht erhaltenen Rechtsanspruch auf die Heimat waren die Ermländer sich mit der Landmannschaft Ostpreußen einig, nicht dagegen in der Frage nach den geeigneten Instrumenten zur Durchsetzung dieses Anspruchs. Das dominante Distinktionsmerkmal der Konfession trennte sie voneinander, ebenso das Verhältnis der Ermländer zu Polen, das sich gegenüber der polnischen Bevölkerung weitgehend positiv, gegenüber der polnischen Politik hingegen kritisch darstellte. Das von den Ermländern schon früh artikulierte Konzept zur „Neuordnung Europas“ blieb eng mit dem „Recht auf die angestammte Heimat“ verbunden. Die Nation als Berufungs- und Identifikationsinstanz trat kaum in Erscheinung. Die „deutsche Nation“ als Denkfigur stieß auf Ablehnung. Die regionale, ermländische Kollektividentität erfuhr jedoch Konkurrenz durch die neuen Heimatorte. Zunehmend wurde seit 1952 von der „alten Heimat“ oder vom „alten Ermland“ gesprochen. Die soziale Integration in der westdeutschen Realität bedeutete aber keine grundsätzliche

Abkehr vom Ermland, sondern entrückte seine Bedeutung. Der einstmalig klar umrissene, geographische, erfahrbare Raum erlebte eine Transformation zu einem Synonym für eine geistige, wertorientierte Beheimatung. In Zukunft, so hieß es, sollte vor allem der Aspekt einer „kulturellen Heimat“ betont werden, womit sich der Übergang zur Heimerfahrung qua Erinnerung vollzog.

Unter dem Titel „Ach, Deutsch könnt ihr auch“ – sprachliche Fremdheitserfahrungen und Integration ostpreussischer Flüchtlinge in Norddeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg“ schilderte *Reinhard Goltz* (Bremen) aus sprachwissenschaftlicher Perspektive Beobachtungen, Wahrnehmungen und Erfahrungen von nicht-katholischen Ostpreußen, die in Nordwestdeutschland Aufnahme fanden. Die Flüchtlinge erkannte man an ihren erheblich schlechteren Wohnverhältnissen, an zahlreichen alltagskulturellen Elementen wie Essens- und Geschmacksgewohnheiten, Kinderspielen und Bestattungsbräuchen, nicht zuletzt an ihrer fremdartigen Sprache. In dem Satz „Ach, Deutsch könnt ihr auch“ wird der Sprache die Rolle als kleinster gemeinsamer Nenner zugeschrieben. In der ersten Nachkriegszeit hatten es diejenigen leichter, die mit Niederdeutsch-Kenntnissen nach Nordwestdeutschland gekommen waren. Dieser sprachliche Vorteil lag eindeutig bei den Menschen evangelischer Konfession: nur die evangelischen Ostpreußen waren mit dem östlichen Niederdeutsch vertraut. Die Übergänge ins Alltagsleben waren für sie in der Regel einfacher. Schwerer hatten sie es hingegen, ein angemessenes Angebot für ihre Erwartungen im kirchlichen Umfeld zu finden. Die Konfession der Flüchtlinge spielte, zumindest aus der Sicht der aufnehmenden Regionen, eine eher untergeordnete Rolle. Aber im Verhältnis waren mehr Katholiken als Evangelische nach Norddeutschland gekommen – die meisten übrigens aus Schlesien –, mit der Folge, dass die Zugehörigkeit zur katholischen Konfession ebenfalls als Fremdheitsindikator dienen konnte. Unterschiede zu den Einheimischen gibt es im täglichen Leben heute nicht mehr. Das Wissen um alltagskulturelle Formen und vielleicht auch die zugehörigen Praktiken ist aber in der zweiten und dritten Generation durchaus noch vorhanden. Mit der Frage, ob und in welcher Form die multikulturelle Gesellschaft in der Wojewodschaft Ermland und Masuren auf Dauer erhalten bleibt, beschäftigte sich *Wojciech Łukowski* (Warszawa / Warschau) im Rahmen einer breit angelegten soziologischen Analyse. Vor dem Hintergrund der Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt sowie der Richtung und Dynamik der demographischen Entwicklung stellte er fest, dass das Bewusstsein für die Andersartigkeit der sozialen Gruppen schwindet, am stärksten ist in ihnen das Festhalten an der jeweiligen Konfession ausgeprägt. Multikulturalität trete nicht gleichmäßig in der ganzen Region auf, sondern nur auf lokaler Ebene. Es gilt nach Meinung des Referenten, Initiativen zu unterstützen, die aus der kulturellen Differenziertheit und der komplexen Geschichte Ermlands und Masurens Nutzen ziehen wollen mit dem Ziel, dauerhafte wirtschaftliche Verbindungen z. B. mit der Ukraine und Deutschland aufzubauen und die Nachfrage nach kultu-

reller Touristik zu stärken. Ferner sollte die Zusammenarbeit der Vertreter der nationalen Minderheiten untereinander sowie die Zusammenarbeit mit den Polenvereinen im Ausland und den Polen unterstützt werden, die die Region verlassen haben, aber mit ihr weiterhin in Kontakt bleiben wollen.

Schlussfolgerungen aus den drei Referaten unter der Fragestellung, in welchem Maße und in welcher Weise in Zukunft eine gemeinsame deutsch-polnische Geschichtsforschung über das ehemalige Ostpreußen und ein gesellschaftlicher Dialog über eine gemeinsame Pflege des Kulturerbes der Region möglich sind, wurden auf der anschließenden Podiumsdiskussion von den Historikern *Gregorz Jasinski* (Olsztyn/Allenstein) und *Stefan Hartmann* (Berlin) sowie *Klemens Baranowski* (Vorsitzender der Borussia) und *Botchaftsrat a. D. Winfried Lipscher* erörtert. Einigkeit bestand in dem Willen, trotz der Schwierigkeiten, die nach wie vor angesichts der unterschiedlichen historischen und historiographischen Traditionen bestehen, die bereits praktizierte Kooperation in der wissenschaftlichen Forschung weiter auszubauen. Schwieriger stellen sich angesichts der völlig anderen Ausgangslage in beiden Ländern die Möglichkeiten des gesellschaftlichen Dialogs über Geschichte und Kultur der Region dar. Eine heute mehr denn je wichtige Voraussetzung ist das Erlernen der Mentalität des jeweils Anderen.

Die Veranstaltungen aus Anlass des 150. Gründungsjubiläums des Historischen Vereins begannen mit einem deutsch-polnischen Festgottesdienst in der Konkathedrale der Erzdiozese Ermland St. Jakobi, den Alterzbischof *Dr. Edmund Piszcz* mit mehreren deutschen und polnischen Konzelebranten feierte. Zu Beginn begrüßte er alle Teilnehmer in polnischer und deutscher Sprache, ausdrücklich auch die evangelischen, und lud alle zum gemeinsamen Gebet ein. In seiner Ansprache würdigte er die Verdienste des Historischen Vereins um die Geschichte und auch die Arbeit polnischer Ermlandforscher. Er sprach den Wunsch aus, dass die Wahrheit zum gegenseitigen Verständnis und zur Überwindung bestehender Gegensätze führen möge.

Im Copernicus-Saal des ehemaligen Domkapitelsschlosses, durch das *Andrzej Rzempoluch* und *Christofer Herrmann* zuvor geführt hatten, konnte der Vorsitzende, *Hans-Jürgen Karp*, zu einem Festakt ein zahlreich erschienenen Publikum, darunter *Erzbischof Piszcz*, und den Visitator der Ermländer in der Bundesrepublik Deutschland, *Dr. Lothar Schlegel*, sowie den Stadtpräsidenten von Olsztyn, *Czesław Jerzy Małkowski*, begrüßen.

In seiner Festansprache ging der Vorsitzende des Historischen Vereins den Fragen nach, wie der Verein nach dem Kriegsende in einer völlig veränderten Welt seine Aufgaben wahrgenommen hat und welches die Ziele für die absehbare Zukunft sind. Es dürfte verständlich sein, dass der Verlust der Heimat am Ende des Krieges das Festhalten an dem alten Leitbild *Heimat* zunächst eher gestärkt und gefestigt hat. Aber die Veröffentlichungen des Vereins seit der Wiederbegründung zeigen auch, dass der Hauptzweck, die wissenschaftliche Geschichtsforschung, an der ersten Stelle stand. Die Zusammenarbeit von Deutschen und Polen

Fortsetzung auf Seite IV

Fortsetzung von Seite III

auf dem Feld der wissenschaftlichen Forschung über die Geschichte der Region, wie sie sich bisher in Ansätzen entwickelt und bewährt hat, sollte in der Zukunft ausgebaut werden, nicht zuletzt durch gemeinsam geplante und durchgeführte Projekte. Wichtig ist zwischen denjenigen, die sich der Verantwortung für die Pflege des historischen Gedächtnisses bewusst sind, der breite und kontinuierliche Diskurs über die grundsätzlichen Fragen einer gemeinsamen Erforschung der Regionalgeschichte und der Vermittlung des Kulturerbes in die Lebenswelt der Menschen, die in unterschiedlicher Weise mit der Region verbunden sind. Um diesen Dialog zu intensivieren, gilt es auch, Überlegungen darüber anzustellen, wie den bisher entwickelten Beziehungen - trotz der auf beiden Seiten mangelnden Unterstützung durch die Gesellschaft und die Politik - eine festere und dauerhaftere Struktur gegeben werden kann.

Im Rahmen des Festaktes führte *Christofer Herrmann* in die anschließend in den Räumen des Schlosses eröffnete Ausstellung *Ermländische Ansichten. Ferdinand von Quast und die Anfänge der Denkmalpflege in Preußen und Ermland* ein, die vom Historischen Verein und dem Museum für Ermland und Masuren gemeinsam entworfen wurde und zu der ein zweisprachiger Katalog erschienen ist (Die Vereinsmitglieder haben den Band als Jahrgabe 2006 erhalten. Bestellungen in Deutschland bei: Deutsches Kulturforum östliches Europa e.V., Am Neuen Markt 1, 14467 Potsdam, Tel. 03 31 / 200 980, Fax: 03 31 / 200 9850, deutsches@kulturforum.info).

Der Kunsthistoriker und erste preußische Denkmalpfleger arbeitete an der Aufnahme der Baudenkmäler des alten Fürstbistums etwa zur gleichen Zeit, als Gelehrte aus Braunsberg und Frauenburg die Gründung eines historischen Vereins für Ermland vorbereiteten. Quast wollte - beginnend mit dem Ermland - bei den Bewohnern der einzelnen preußischen Provinzen den Sinn für die Bedeutung und den Wert der Altortümer ihrer Heimat wecken und stärken, die Gründer des Historischen Vereins sprachen in ihrem Aufruf zum Beitritt davon, dass es „der lang gehegte Wunsch des ermländischen Klerus“ gewesen sei, „eine Geschichte unserer Diözese zu besitzen“. Die Ausstellung, die zuvor bereits im Alten Rathaus in Potsdam zu sehen war und noch an weiteren Orten in Deutschland und Polen gezeigt werden soll, hat zwei Abteilungen. Der erste Teil gibt einen Überblick zu Leben und Werk Ferdinands von Quast, der zweite Teil präsentiert seine ermländischen Ansichten aus dem in vier Lieferungen zwischen 1852 und 1864 erschienenen Band *Denkmale der Baukunst in Preußen* mit 24 Lithographien und Stichen zu den schönsten ermländischen Bauwerken der Gotik sowie Vorstudien und Entwürfen.

Eine zweiteilige Exkursion unter Leitung von *Christofer Herrmann* und *Andrzej Rzempoluch* führte *Auf den Spuren von Quast* zu Stadt- und Dorfkirchen des Ermlands.

Die Publikation der Tagungsergebnisse ist in der *Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands*, Band 52 (2007), vorgesehen.

Hans-Jürgen Karp

## Zur bleibenden Erinnerung aufgeschrieben Die Denkschrift des Reichenberger Pfarrers Joachim Lidigk (1791 - 1796)

Von Hans Poschmann

(Fortsetzung von UEH 4 / 2006)

### „Welch ein Schmerz!“

Pfarrer Lidigk starb 1796 in Reichenberg. Er machte seine Aufzeichnungen also in seinen letzten Lebensjahren. Jedoch ist nichts von dem bevorstehenden Ende zu spüren, es sei denn das Bedürfnis, seine Angelegenheiten zu ordnen und das, was er erlebt hat, „zur bleibenden Erinnerung an die Sache“ aufzuschreiben. Aber das geschieht sehr sachlich, klar und beherrscht. So nennt er auch jetzt noch Bischof Krasicki einen „glücklicherweise aufgeschlossenen“ Fürsten. Mehr als die Veränderungen im Ermland bedrückte ihn das politische Erdbeben, das Europa am Ende des 18. Jahrhunderts erschütterte: „Zumal in diesen Zeiten, in denen der Lärm der Waffen überall Schrecken einjagt, wie - Welch ein Schmerz! - in diesen unseren Jahren zu sehen gewesen ist, in denen Frankreich, Spanien, England, Holland, Italien, Deutschland, Polen, Preußen, Russland und alle Regionen Europas durch Kriege verwüstet, zerrüttet, geplündert und auf schreckliche Weise verheert und zugrunde gerichtet wurden.“

Es ist ein beängstigendes Bild, das er hier mit wenigen Worten malt. Bei der Aufzählung der betroffenen Länder beginnt er im Westen Europas mit Frankreich, von wo die Revolution ausging und die bestehenden Mächte wie Spanien, England, Holland, Italien und Deutschland auf den Plan rief, um den Umsturz zu verhindern. Aber auch in Polen hatten sich die neuen Ideen formiert; Katharina II. von Russland sprach von „der französischen Pest an der Weichsel“ und erstickte zusammen mit Preußen gewaltsam diese Ideen, die sich 1791 bereits in einer neuen polnischen Verfassung niedergeschlagen hatten. Die barocke Worthäufung, mit der Lidigk die Schrecken des Krieges beschreibt, ist keine allgemeine Darstellung, sondern zutreffende Benennung. Erinnert sei an die Kanonade von Valmy 1792, die Goethe als Kriegsteilnehmer beschrieben hat, an die Schreckensherrschaft der Jakobiner in Paris 1793, an den Einfall eines russischen Heeres von 100.000 Mann in Polen und an den Freiheitskampf der Polen unter Tadeusz Kosciuszko, der 1795 durch Russen und Preußen beendet wurde und schließlich an die schrittweise Aufteilung Polens 1772, 1793 und 1795 zwischen Preußen, Österreich und Russland.

Und das Ermland? Davon ist bei Lidigk nicht die Rede. Tatsächlich fiel ja bei der Annexion kein einziger Schuss; sie fand an einem Sonntag statt, und die Soldaten brauchten nur das ermländische Lamm an den Rathäusern gegen den preußischen Ad-

ler auszuwechseln. Eine geistliche Obrigkeit wurde gegen eine weltliche ausgetauscht, und das Leben ging seinen gewohnten Gang. Die Kirchweihe von Bischofstein 1781 zeigt das alte Ermland noch in unverändertem Glanz. Der Grundsatz Friedrichs II, dass in seinem Land jeder nach seiner Fassung selig werde könne, schien sich bewährt zu haben. Aber Lidigk versteht unter Frieden anderes als nur äußere Ruhe, jedoch führt er den Gedanken nicht weiter, sondern belässt es bei einem Stossgebet: „Mögen die himmlischen Mächte uns gnädig sein und bald wieder Frieden schenken, sonst wird alles, Heiliges und Weltliches, zugrunde gehen.“ Wo jedoch Heiliges und Weltliches bestehen sollen, müssen die Fundamente andere sein als gewaltsame Annexion oder geheime Vorbehalte. Das hat 1795 im nahen Königsberg der Philosoph Immanuel Kant in seinem Entwurf „Zum ewigen Frieden“ genauer ausgeführt.

### Die Denkschrift

„Es war notwendig, dies hier in einem Buch zur bleibenden Erinnerung aufzuschreiben, wie auch die authentischen Schriftstücke der übrigen Dokumente sowohl von der Kapelle als auch vom Häuschen in der Kirche von Reichenberg aufbewahrt werden.“ Mit seiner Chronik, dem Rechenschaftsbericht und den Schlussbemerkungen, die eine Einheit darstellen, hat Lidigk eine Denkschrift hinterlassen, die er den verbrieften Rechten im Pfarrarchiv gleichstellte. Sie wendete sich zunächst einmal an seine Nachfolger im Amt: „Damit auch meine Nachfolger wissen, dass ich rechtmäßig gehandelt habe, schien es mir angebracht, dies hier in einem Buch festzuhalten.“ Aber während Lidigk die Chronik schrieb und Rechenschaft ablegte, fühlte er sich gedrängt, auch die politischen Erschütterungen der Gegenwart darzustellen, um sich seines eigenen Standpunkts zu versichern. Diese Gegenwart hatte er einerseits als beängstigende europäische Perspektive erlebt. Andererseits hatte er mit wachen Sinnen in seinem kleinen Wirkungskreis ein ermutigendes Beispiel von Einmütigkeit und Solidarität erfahren. Sein klarer Verstand sagte ihm, dass die beiden Beispiele von ihrem Gewicht her zu ungleich waren. So verschaffte er sich mit einem Stoßgebet Luft, um sich wieder den kleinen alltäglichen Schritten zuzuwenden zu können, nämlich der Kostenaufstellung für die Süßenberger Kapelle: „Sicherlich werden die Ausgaben immer die geringen Einnahmen übersteigen, solange die Kapelle nicht voll ausgestattet ist, dennoch ist es recht

und billig, die Vervollständigung dieser Kirche unter dem Gesichtspunkt zu sehen, dass sie unter einem glücklichen und verheißungsvollen Vorzeichen begonnen worden ist.“

Dem heutigen Leser hat Joachim Lidigk mit seiner Denkschrift ein Stimmungsbild des Ermlands an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert hinterlassen.

„So fügten sich die Dinge unter mir, dem Reichenberger Pfarrer Joachim Lidigk“ Aber in Europa gingen die kriegerischen Auseinandersetzungen noch lange weiter. Im Winter 1807 rückte Napoleon mit seinen Truppen von Warschau her in Ostpreußen ein, und am 7./8. Februar kam es bei Preussisch-Eylau zu einer erbitterten Schlacht ohne Sieger. Am 10. Juli wideretzten sich russische Truppen der Kriegsmacht Napoleons bei Heilsberg, bis sie am 14. Juli von Napoleon bei Friedland geschlagen wurden. Von diesem Feldzug wurde auch Reichenberg in Mitleidenschaft gezogen, wie aus dem Bericht des Pfarrers Joseph Braun hervorgeht: „Den 21. Februar 1807 um 4 Uhr morgens, wo neue gedrängte Einquartierung des französischen Militärs auf der Retirade nach der Eylauer Schlacht in der hiesigen Pfarrwohnung schlief, entstand Feuer und dieses Gebäude von Bindwerk brannte nieder. Nur den klugen Anordnungen des Obristen v. Müller und der Ausführung derselben mit der dem französischen Militär gewohnten Bravour hat die Gemeinde zu danken, dass die Kirche und die Hofgebäude gerettet wurden.“<sup>40</sup> Überraschend ist die in diesem Bericht anklingende Bewunderung der französischen Besatzungstruppen und die Dankbarkeit, die der Pfarrer ihnen gegenüber bezeugt; immerhin war der preußische Staat unter der militärischen Überlegenheit Napoleons zusammengebrochen.

Pfarrer Joseph Braun (1796 - 1833), Lidigks Nachfolger, erlebte jedoch in seiner langen Amtszeit auch den Wiederaufstieg Preußens in den Befreiungskriegen und 1815 die politische Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress. Die kirchlichen Angelegenheiten in Preußen wurden erst 1821 in der Bulle „De salute animarum“ neu geordnet. Das Vertrauen, das Pfarrer Lidigk in Süßenberg gesetzt hatte, erwies sich als berechtigt. Bereits 1835 hatte die Kapellenkasse ein Guthaben von 863 Talern. „Man muß sagen, dass die Süßenberger stets ihre Kapelle lieb gehabt und dies auch durch die Tat bewiesen haben, so oft sich dazu die Gelegenheit bot.“<sup>41</sup>

### Anmerkungen:

40 Kranich (s. Anm. 3), S. 27.  
41 Ebd. S. 40.